Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 27 (1985)

Artikel: Alban Stolz und seine Reise durch Graubünden 1847

Autor: Maissen, Felici

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972161

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alban Stolz und seine Reise durch Graubünden 1847

von Felici Maissen

Zahlreiche fremde Reisende: Deutsche, Franzosen, Engländer und andere sind längst bevor der moderne Tourismus zu blühen begann, durch die Bündner Täler und über die Alpenpässe gewandert. Nach Hause zurückgekehrt oder bereits auf der Reise, setzten sie sich an den Schreibtisch und brachten ihre Beobachtungen und Eindrücke zu Papier. So entstanden Reisebeschreibungen in bunter Vielfalt. Darüber besteht seit 1978 eine ausführliche Studie, ein interessantes und für die Kulturgeschichte und Volkskunde Graubündens bedeutsames Werk, betitelt: «Land und Leute Graubündens im Spiegel der Reiseliteratur 1492–1800», verfaßt von unserem derzeitigen Staatsarchivar Dr. Silvio Margadant. Nicht weniger als 68 Autoren: Geistliche, Diplomaten, Professoren, Naturforscher, Aerzte und Künstler kommen in diesem Buch zum Wort. In deren Gesamtschau breitet sich hier dem betrachtenden Auge ein imposantes Gemälde aus über das Land und dessen Natur, Klima, Bewohner und ihrer Lebensweise.

Auch aus dem 19. Jahrhundert gibt es nicht wenige solcher Reisebeschreibungen fremder Touristen, die im genannten Werk nicht berücksichtigt werden konnten. Bei aller Würdigung der Darstellung der Reisenden ist es freilich immer angezeigt, Vorsicht walten zu lassen. Nicht selten erwecken solche Reisebeschreibungen den Eindruck des Oberflächlichen oder auch Verallgemeinernden und sind von momentanen Affekten gefärbt. Aus diesem Grunde konnte auch die anonyme Anekdote über jenen Engländer entstehen, der nach einer Reise durch Graubünden und nach Hause zurückgekehrt, ein

Buch über unser Land geschrieben habe. Unter anderem fielen ihm die freistehenden Kornhisten auf, wie sie im oberen Oberland vorkommen. Diese, so konnte man in seinem Buch lesen, dienten dazu, die Höhe der gewaltigen Schneemassen, die es in jenen Gegenden gebe, zu bemessen. Auf diesen kapitalen Fehler aufmerksam gemacht, wollte er sich korrigieren und schrieb in der zweiten Auflage: Diese Kornhisten – chischnèrs – dienen dazu, das berühmte Bündner Fleisch, eine bekannte Spezialität, zu trocknen.

Wer ist Alban Stolz?

Ein Reiseschriftsteller des 19. Jahrhunderts ist der deutsche Theologieprofessor *Alban Stolz* (1808–1882). Das Licht der Welt erblickte er in Bühl/Baden als 16. Kind eines Apothekers. Er studierte Theologie, Philosophie und Pädagogik und wurde 1833 ordiniert. Bis 1841 wirkte er als Hilfsgeistlicher in der Seelsorge. Von 1841 bis 1847 war er Hausgeistlicher im Klerikalseminar zu Freiburg im Breisgau. 1847 wurde er als Theologieprofessor für Pädagogik und Pastoral an die Universität Freiburg i. Br. berufen. Als solcher wirkte er hier bis zu seinem Tod 1882. Stolz gilt als einer der bedeutendsten Volksschriftsteller des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Er schrieb zahlreiche Werke, vielfach in Form von Tagebüchern und Reisebeschreibungen. Seine Schriften zeichnen sich aus durch besondere Tiefe der Betrachtungsweise und scharfe Beobachtungsgabe. Seine Hauptwerke sind: «Witterungen der Seele», «Lichte Höhen», «Schreibende Hand auf Wand und Sand», «Wilder Honig», «Dürre Kräuter». Sein Reisebuch «Spanisches für die gebildete Welt» und sein «Kalender für Zeit und Ewigkeit» fanden zahlreiche Leser, wie die vielen Auflagen beweisen. Mit seinen Schriften hat Alban Stolz dazu beigetragen, den Sinn für die Werte der Natur und der Volkskunde zu öffnen. Bald nach seinem Tod erhielt er mehrere Biographien. Man kennt nicht weniger als sieben Lebensbeschreibungen über ihn.

1877 erschien in Freiburg i. Br. der elfte Band seiner gesammelten Werke unter dem Titel: «Dürre Kräuter». In einem Anhang zu diesem Buch folgen eine Anzahl von «Reisenotizen» aus den jüngeren Jahren des Verfassers. 1846 beschrieb Stolz seine Reise in «allerlei deutschen Landen». Auf den Weg von Konstanz nach Österreich kam er über Rorschach: «Als ich in Rorschach ausstieg, fiel es mir wieder auf, wie die Leute daselbst so höflich und zutätig waren». Im Oktober 1876 war er drei Tage in Einsiedeln, wo das Gnadenbild und die Gebete der Pilger großen Eindruck auf ihn machten.

Im August 1876 befand sich Alban Stolz in *Churwalden.* Von diesem Aufenthalt berichtet er folgende volkskundlich interessante Einzelheiten: «*Der hiesige Pfarrer erzählte mir, daß es in seiner Gemeinde, selbst bei Katholiken, Sitte sei, bei jeder Leiche schon im Haus, bevor der Leichenzug beginnt, die erste Rede über den Verstorbenen zu halten. Und zwar geschieht dieses durch einen Knaben oder einen Mann oder den Vermittler von beiden, einen Schullehrer; dann erst wird auf dem Kirchhofe noch von dem Geistlichen eine Leichenrede gehalten. Manchmal gelingt es dem weltlichen Redner, daß das Volk ihn rühmt, er könne es besser als der Pfarrer. Auf diese Art wird selbst das ernste Ereignis einer Beerdigung zu einem unterhaltenden Rede- und Hörspiel mißbraucht. Anderseits erzählte er auch, daß die Reformierten gegen den katholischen Pfarrer so wenig eingenommen seien, daß fast alle ihn grüßen und zwar vielfältig noch freundlicher als seine eigenen Pfarrkinder.*

Hier war ein Zisterzienserkloster (in Wahrheit Prämonstratenserkloster), wovon nur noch ein mächtiger breiter Turm mit Mauern von 5–6 Fuß Dicke steht. Er bildete die ehemalige Abtei; nun muß er als Pfarrhaus dienen. Es ist dieses in seinen vielen Stockwerken ein so wunderliches Phantasiegebäude, wie es außer in Spanien wohl nur in Graubünden gefunden werden kann; fast unmöglich wäre es, durch sorgfältigst kopierende Beschreibung, dem Leser eine richtige Vorstellung beizubringen. Auch die Kirche steht noch, wovon das Schiff die Protestanten für ihren Gottesdienst inne haben. Der Chor ist zugemauert, aber durch die Zwischenmauer geht auch der Eingang in die katholische Kirche, wozu der Chor umgebildet ist . . . Der Chor hat noch neben sich eine Muttergotteskapelle angebaut, worin auch die heilige Messe gefeiert wird. Nach der heutigen Vesper zogen alle Anwesenden in diese Kapelle, wo sie miteinander noch Gesang und Gebete zur Muttergottes richteten. Dieses geschieht bei jedem Nachmittagsgottesdienst. Es ist diese kirchliche Sitte hier eine schöne, gleichsam romantische Poesie . . .»

Schweizerreise

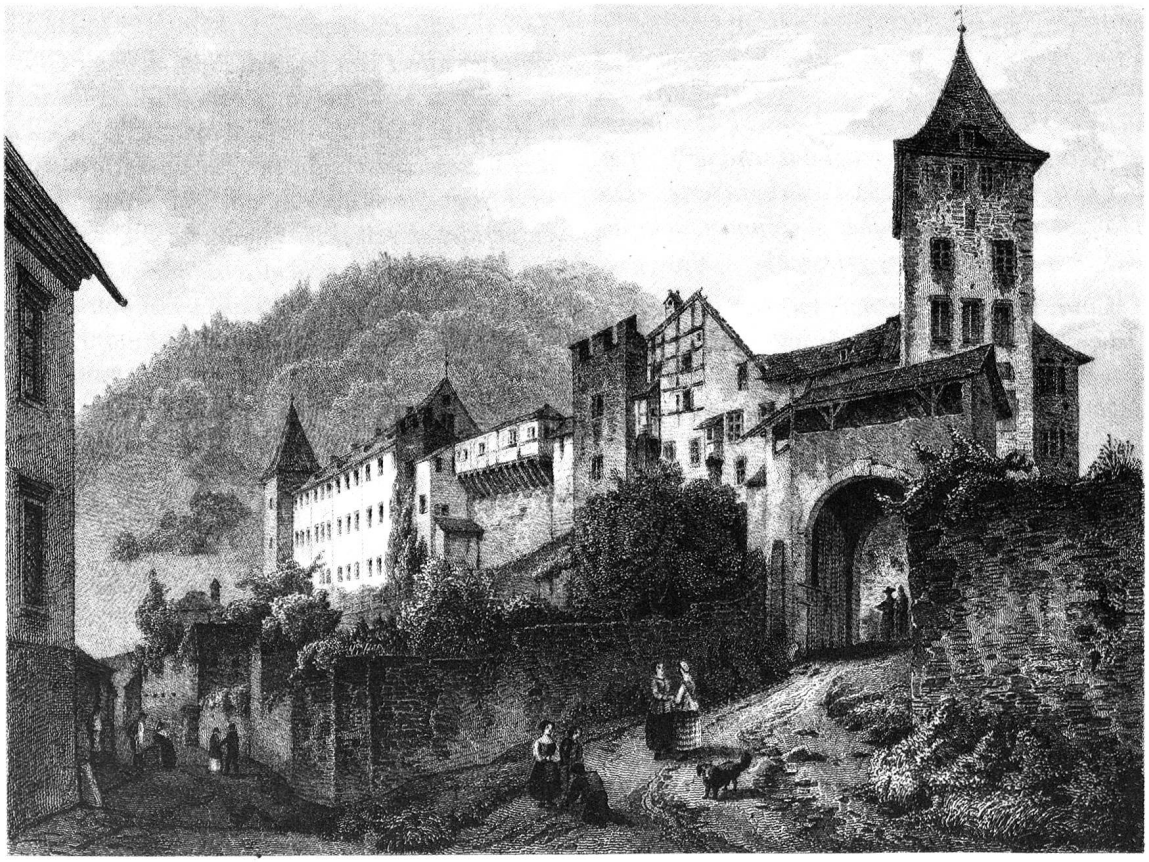
Im Jahre 1853 unternahm Stolz eine ausgedehnte Schweizerreise, die ihn auf den Rigi, über den Brünigpaß ins Berner Oberland und

ins Wallis führte. Auch diese Reise beschrieb er mit Herzenswärme und berichtet dabei über originelle Begebenheiten und volkskundliche Eigenheiten, namentlich aus seinen Aufenthaltsorten wie Einsiedeln, Schwyz, Engelberg, Scheidegg, Lungern, Grindelwald, Thunersee, Thun, Sitten, Martigny, Leukerbad, Vevey, Bulle, Fribourg, Bern, Delemont, Mariastein und Basel.

Zu den Reisebeschreibungen der Jahre 1846, 1847 und 1853 sagt der Verfasser in der Einleitung, daß er diese Notizen, die er damals aufgeschrieben habe, nicht ohne alles Bedenken veröffentliche. Es seien darunter manche Einfälle, die dem besonnenen Urteile seines reiferen Alters nicht solid erscheinen. Bisweilen mangle es auch an Äußerungen christlicher Bescheidenheit und Nächstenliebe. Doch hoffe er «durch diese Wanderblätter dem Leser eine unschädliche Unterhaltung, Anregung zu eigenem Denken und guter Besinnung zu bieten».

Bündnerreise

Im Sommer 1847 unternahm unser Theologieprofessor seine beachtenswerte Reise durch Graubünden. Er kam von Walenstadt her nach Chur und über die Lenzerheide nach Tiefencastel und setzte den Weg fort über den Julier nach St. Moritz, Ponte und durch das Ober- und Unterengadin nach Landeck und Innsbruck. Stolz befand sich zu dieser Zeit in einer Übergangsperiode. Als bisheriger Leiter des Theologenkonvikts zu Freiburg i.Br. sollte er zu dieser Zeit endgültig als Theologieprofessor an der dortigen Universität berufen werden, «während anderseits von Geistlichen und Weltlichen in Wort und Schrift mit vielem Eifer getrachtet wurde, dieses Unglück von der Universität abzulenken». Es ist rührend, was er dazu meint: *«Statt, wie es zweckmäßige Menschen an meiner Stelle getan hätten, auf dem Posten zu bleiben und in der Sache wachsam und regsam zu*



Der Hof zu Chur mit dem Brillentor, Stich aus dem 18. Jahrhundert.

sein, zog ich es vor, mich an Leib und Seele auszulüften und es der Vorsehung und meinen Gönnern zu überlassen, was mit meiner Person weiter werden solle». In dieser Stimmung zog Alban Stolz Mitte September 1847 durch Graubünden.

Auf dem Walensee

Am 16. September notierte er: *«Auf dem Wallenstädter See war es trüb und regnete an manchen Felskuppen. Das breitet eine ganz eigene Schönheit über Berg und See, ich möchte sagen: eine dunkle tiefe Schönheit; das Ganze war wie ein Spiegelglas in beginnender Dämmerung, hinter welchem Gottes unendlich edelschönes Antlitz halb gesehen, halb geahnt wird. In solchen ernsteren Schönsichten erscheint auch Gott der Seele ernster, stiller, fast wie in ruhevoller Schwermut. An den Felsen hin, oft kaum begreiflich, wie da zu leben und zu gehen ist, kleben nette kleine Häuser; auch zwei Kirchen zogen an uns vorüber, in denen es gerade läutete. Es ward mir klar, wie solchen Menschen, welche die meiste Zeit zwischen Felsen und See eingeschlossen sind, eine der größten, tief ins Herz gewachsenen Genüsse sein müsse der Gottesdienst....Das sagt das schöne Wort einer Unterwaldnerin, welche sich äußerte: «Die Franzosen haben uns alles genommen, aber die Religion haben sie uns gelassen».*

Chur. Am 15. September langte unser besinnlicher Wanderer in Chur an und schrieb in sein Tagebuch: *«Wieder bin ich da, nachts, bei schlechtem Wetter und in demselben Wirtshaus wie vor zwei Jahren, da ich aus Italien kam. Ach, es war ein wundersamer Abschnitt, dieses Coira, in meiner italienischen Reise; es war, wie wenn verschiedene Geister freudig und leidig in mir aufgeregt würden, Italien verlassen zu müssen, deutschen Boden zu betreten, liebefreundlich hier behandelt zu werden und ein fast bewußtloses Zurücksehnen. Warum beneide ich mich denn so oft um die vergangene Zeit? Es liegt eine eigene Wehmut schon seit gestern über meiner Seele im Andenken an jene italienische Reise und besonders an mein Übernachten in Chur – und es ist mir hier nicht nur mit fast schmerzlichem Gefühl bewußt, daß ich jetzt wieder an der Schwelle Italiens angelangt bin . . .»*

Malix. Auf dem Postwagen nach Chur hatte Stolz einen Schweizer getroffen, der ins Engadin reisen wollte. Die Beiden kamen überein, diese Reise miteinander zu Fuß zu machen. Stolz notierte dazu: *«Wir gaben unsere Reisesäcke auf die Post und gingen wohlgemut die Graubündner Alpen hinauf. Nach einigen Stunden kehrten wir in Malix in einem kleinen Haus ein und tranken vortrefflichen Veltliner. Die Frau hatte ein edles, ovales Gesicht, die Haare gescheitelt ungebunden hinter den Ohren herabhängen, was ihr ein ideales Ansehen gab, um so mehr, da es unbewußt der Ortssitte gemäß zu geschehen schien, während dieselbe Haardressur bei einem Stadtweib widerlich ist, weil daraus affektiertes Wesen ersichtlich ist. Weiter hinaufsteigend sahen wir auf einem Hügel, der aus dem Tal neben der Straße aufstieg, einen alten Turm und zugleich tönte eine schöne Glocke von Malix herauf, welche durch die Felsberge eine besonders aushaltende Resonanz hatte. Ich blieb stehen; der alte Turm und das Hintönen der Glokke hauchten wieder weiche Melancholie und trauerndes Sehnen aus der Seele. Ich fragte nach den Geschlechtern, die im Turm einst wohnten und fragte nach der Region, wohin die Glocke zu verlocken schien.»*

Lantsch und die *romanische Sprache. «Später kehrten wir in einem Ort an, wo schon allenthalben das Romanische gesprochen wird; doch konnten die Wirtsleute deutsch und hatten soeben einen italienischen Knaben bekommen, in den Tausch gegen einen ihrer Söhne, damit dieser italienisch lerne und jener deutsch; so sei es in ihrem Lande sehr üblich. Überhaupt haben die Romanen wegen der Sprache viele Mühe; in manchen Schulen wird zuerst das Kind romanisch schreiben und lesen gelehrt, dann erst deutsch, in manchen nur deutsch, oben beim Julierberg nur italienisch. Dafür schicken manche Leute ihre Kinder fort in deutsches Land, damit sie dort die Sprache lernen. Auffallend ist, daß die Romanen, wenn sie deutsch sprechen, manche Worte und Silben sehr schön und rein aussprechen, z. B. das «st» im Anfang der Worte. Aber schon in Chur wird das beste Deutsch, wie*

nirgends in der Schweiz, ausgesprochen. Das Romanische hat selbst wieder seine Dialekte, wie ich nicht nur hörte, sondern auch aus den romanischen Büchern sah, welche ich in verschiedenen Häusern durchblätterte: bald heißt da Gott dieu, bald deis. Diese Sprache scheint das breitmäulige Vokale-Anhäufen der Schwaben und das zischende Konsonanten-Anhäufen der Slaven eigentümlich in die lateinische Sprache übertragen zu haben. Lateinisch ist aber so viel in dieser Sprache, wie wohl in keiner anderen. Man grüßt z. B. bondi und erwiedert bonan; ersteres ist bonus dies, letzteres bonus annus, nur mit Weglassen der Endung. Der Nutzen und der Instinkt des Nutzens wird aber allmählich diese Sprache ertöten, obschon sie ein Gebiet von mehr als drei Tagereisen umfaßt, einige Stunden südöstlich von Chur an, das hohe Rätien und doppelte Engadin bis an die letzten Häuser an der österreichischen Grenze zu Martinsbruck. Ich machte mir auch das Vergnügen, die uns Begegnenden in ihrer Sprache zu grüßen, die oft überrascht davon schienen. Einmal grüßten wir auch zwei Knaben und fragten dann in deutscher Sprache um den Weg; der Größere antwortete: «Nix Tütsch». Da fragte mein Begleiter: «Könnt ihr gar nichts Teutsch?» Hierauf erwiderte der Jüngere: «Nein, kein Wort», was uns dann sehr lachen machte.»

Tiefencastel und durch das Oberhalbstein. Auch hier ist es angezeigt, den sinnierenden Wanderer wörtlich zu lauschen, um nichts von seiner Originalität zu vertuschen. *«In Tiefenkasten (sic) sah ich dem jungen Rhein (so) zu . . . die Farbe in ihrem Hellblau und reinstem Weiß und die kräftige Wellenbewegung in großen Formen gab dem Ganzen ein eigentümlich edles Erscheinen. Das Land wurde mehr und mehr ernst, und die Wege einsam und der Abend dunkler. Aus vier Dörflein tönten die verhältnismäßig großen Glocken und mahnten an den englischen Gruß. Wir aber mußten in einem elenden, kleinen Dörflein, Conters (Cunter) übernachten, weil es schon finster war. Es war eine höchst ärmliche Wirtschaft, aber äußerst reinlich; nur der Wirt konnte geläufig deutsch. Die Zeche für Nachtessen und vortrefflichen*

Tiefencastel

italienischen Wein, frisch angezogene Betten war 32 Kreuzer, man sagt nämlich, in der Schweiz sei alles so teuer; desgleichen habe ich überall in dem großen Graubünden es sehr wohlfeil gefunden. Den anderen Morgen stiegen wir weiter. Es wurde alles immer ernster und düsterer; Eisenstein und graue Felsen, weite Lärchenwaldungen, und dazwischen stürzten die Wasser mit Tosen und Gepolter herab. Die Häuser selbst schienen zerbröckeltes Felsengestein zu sein: sehr oft stand nur noch das Haus da, ohne Dach und Ausstattung, ein unsäglich trostloser Anblick. Von Zeit zu Zeit zeigte sich ein alter Turm, öfter noch ein Galgen auf vorragenden Höhen, den Straßenräubern zur Warnung, schwarze Kühe und schwarze Menschen. Selbst in Italien sah ich nicht so regelmäßig kohlschwarzes Haar bis zu den Augenbrauen herabhängend als hier. – Während es in diesen

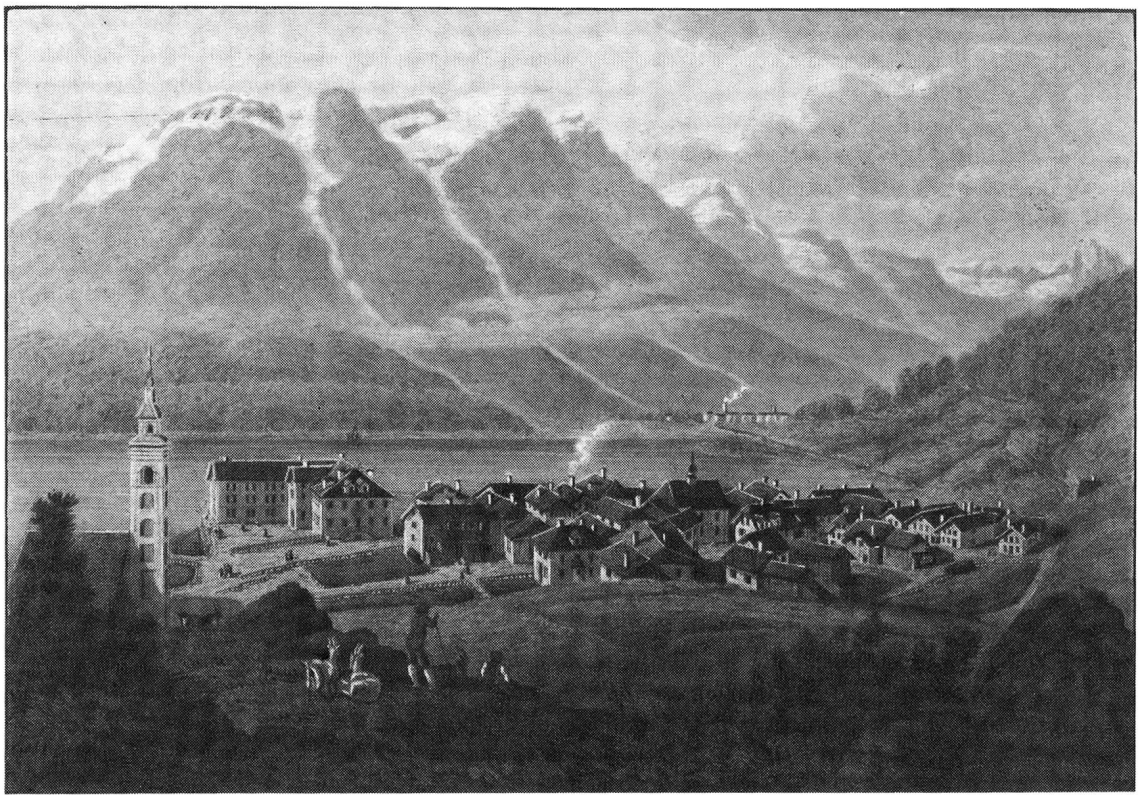
wilden Bergen jetzt noch Bären gibt, hört man fast nie einen Vogel.»

Bivio. «. . . Die Leute in diesem Dorf lernen nichts deutsch, sondern außer ihrer romanischen Muttersprache das Italienische. Die Frau Wirtin hatte einen ganz eigenen Blick und Lächeln gegen mich, das etwa ein Mädchen gegen den Gegenstand ihrer Wahl und zwar ihrer erwiderten Wahl haben mag: allein, ich kenne das italienische Wesen so weit, daß ich fast sicher weiß, daß ihr Blick und Lächeln unbewußt und bedeutungslos war und lediglich durch ihre süditalienische Physiognomie erzeugt wurde, so daß sie nicht anders blicken und lächeln konnte, als sie es gegen mich tat.»

Auf dem Julier. «Es trug uns, und ich muß es mehr als in einer Beziehung als ein Geschenk der Vorsehung preisen, ein Romane an, uns einen Einspänner bis auf die Höhe zu verschaffen. Wir fuhren fort auf ein äußerst hohes Alpenjoch; man sah allmählich nichts mehr als Steine, Schnee, Schneewasser und kurzes Moosgras am Wegrand. Von allem Vegetierenden der Erde scheinen nur zwei Pflanzen da fortzukommen und sich zu behagen, nämlich groß und ausgewachsen die Disteln und viel häufiger und üppiger der Eisenhut. Es muß gewiß auch dieses seine tiefe Bedeutung haben, daß Berge an denen jede andere Vegetation nicht hinaufzuklettern vermag, noch Disteln und Gift tragen und zwar mit ironischer Kraft und Völle. Wer sind die Berge? Und was ist ihre Höhe im Geistergebiet? – Es kam mir der Gedanke und der Wunsch ein Adlernest zu sehen, da wir in der Gegend waren, wo die Adler hausen. Kaum hatte dieser Gedanke ausgedämmert, so rief mein Begleiter: «Zwei Adler!» Schon dieses Wort war für mich wie ein Trompetenstoß für ein Schlachtroß. . . . Ja es war etwas Hehres, dieser Anblick und ich halte ihn für einen der schönsten Schmuckgeschenke, die mir Gott in meinem bewegten Leben gab . . . In dunkelblauem Himmelsgewölbe, in einer Höhe, wohin keine Erde und kein Erdwesen dringt, ist es allein den Adlern vergönnt, wohlig und ruhig dahinzuschweben . . .» Daran knüpft Stolz, nach seiner besinnlichen Art, tiefe und schöne Gedanken und schließt die Adlererscheinung mit dem Vergleich: *«. . . Ich kann die heftige Gemütsbewegung, welche mir dieser Anblick verursachte nur vergleichen mit jener beim ersten Anblick des Meeres oder der spanischen Gemälde zu Wien.»*

St. Moritz. «Dem Weg nach St. Moritz ging ich größtenteils allein; es war ein anmutiger Abendgang; ich blieb oft stehen und schaute Fels und Wald, See und Sonnenabschied am hohen Gletscher und es wurde sehr ruhig und still in mir . . . In St. Moritz wurden wir mit äußerster Herzlichkeit vom Wirt D. aufgenommen. Ich habe noch wenig Männer gesehen, welchen es gewissermaßen zur Lebenslust geworden ist, Anderen recht viele Zufriedenheit und Behagen zu bereiten, wie diesen; als zweites, was ihm anlag, ist, daß man es anerkennt und sein Hauswesen lobt. Er bot sich mir an, mich das Engadin mit seinem Pferde hinab zu führen, so billig als möglich. Ich nahm es an. Den anderen Tag fuhren wir fort.»

Das Engadin. «Das Engadin aber ist ein ganz eigentümliches Gebiet, zwei Tagreisen lang und mit sehr vielen Ortschaften besetzt, alle reformiert und zugleich romanisch. Das obere Engadin ist wilder und rauher und hat viel betriebsamere und tätigere Menschen; Beides gilt weniger vom unteren Engadin. Sehr viele aus dem Engadin reisen in alle Länder als Konditor; Einige sind dadurch fast Millionäre geworden und leben nun in dem oberen Engadin von ihren Renten. Das ist umso wunderbarer, da vielleicht Sibirien nicht viel länger Winter haben wird und im Sommer trostloser aussehen kann als dieses Engadin. Die Fenster an den Häusern sind so klein, daß man fast nur mit einem Auge hinaussehen kann. Die Leute sind meistens schön, haben aber im Gegensatz zu den Tirolern mehr ovale, längliche Gesichter. Das obere Engadin hat gar keine Laubpflanzungen und sieht aus wie verflucht, wie wenn sich der Fluch über die Erde besonders dicht da angesammelt hätte; ich habe noch keine Gegend gesehen, welche so durchaus unfähig ist, eine bestimmte Gemütsstimmung anzuregen, als diese; sie ist zu schlecht und leer und nichtssagend, um auch nur eine düstere oder beklemmende zu erzeugen, – sie wirkt auf das Aug', wie vom Schim-



St. Moritz

mel ausgefressenes Brot auf den Gaumen und gleicht einem trüben Novembertag. Die Dörfer sind ganz wunderlich, so durchaus eigen, daß ich sie mit nichts zu vergleichen weiß; aber auch die größten Häuser sind so unheimlich, daß ich mir nur Ähnliches in Serbien oder in der Walachei denke.» – So weit Alban Stolz über das Engadin von 1847. Wenige Jahre später entdeckte man die Schönheiten dieses Hochtales, die der deutsche Wanderer damals, wohl in einer seiner düsteren momentanen Stimmungen, so ganz und gar vermißte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in *La Punt Chamues-ch,* von welchem Ort er nichts Besonderes zu berichten weiß, setzte er den Weg talabwärts. *«Der Weg war sehr eng; das einzig Schöne, was sich zuweilen dem Auge bot, war der Inn mit seinen grünen und weißen Wellen . . . das Übrige war meist entsetzlich nichtig, zu schlecht, um auch nur das elendeste Gefühl zu erregen, ein Krautgarten im Januar; ich hätte nie geglaubt, daß auch Gebirgsgegenden gänzlich bar an allem Schönen sein könnten.»*

Auf dem Weg ins Unterengadin. Diese Reise beschreibt unser fremder Wanderer ausführlich und in besinnlicher Art, indem er bisweilen tiefgründige Betrachtungen einstreut. Um nicht zu lange zu werden, muß ich hier kürzen. *«Es wurde allmählich dunkel, da wir nach Fedan (Ftan) wollten. Auf großer Bergeshöhe kamen wir an eine Wegkreuzung: es war schon Nacht geworden und dichter Tannenwald fing an; es war nicht abzusehen, welches der richtige Weg sei. Eine Viertelstunde vorher waren wir an zwei einsamen Häusern vorbeigekommen: ich sagte dem D. er solle mit dem Pferd warten, ich wollte zurück und in den Häusern fragen. Als ich hinkam, sah ich in beiden kein Licht. Ich klopfte an die Türe, da vernahm ich einen starken Laut; sooft ich klopfte und rief, ließ sich derselbe Laut hören, ohne daß jemand kam . . . es schien mir, das Geschrei im Hause komme von einem Kind, das aus Angst schreie – endlich merkte ich, daß es eine Geiß war. Beim anderen Haus, wo ich anklopfte, ging es wieder so. Ich mußte ratlos zurück.»* – Die drei nächtlichen

Wanderer versuchten nun den einen Weg und mußten nach einer Weile feststellen, daß es ein Waldweg war, der bald aufhörte. So mußten sie zurück und den anderen Weg nehmen, den sie unter Lebensgefahr und großer Angst vor Bären und wilden Tieren machten. Stolz erzählt und sinniert weiter: *«Da sich der Wald lichtete, sah ich die großen finstern Berge jenseits des tiefen Tals; es war ein eigener Anblick; sie waren im Schatten des Mondlichts und standen da so mächtig und schwarz und drohend, wie die Leiblichkeit der entsetzlichsten Gewalten der Natur und der Nacht. Es durchschauerte mich, wie in der Natur große geisterhafte Kräfte seien, die dem Menschen höchst feindlich sind und wie die Seele im Tod in den weiten Abgrund dieser feindlichen Gewalten, dieser nächtlichen, von Gott abgefallenen Natur falle, wenn sie nicht besonders von Gott gehalten wird . . .»*

Ftan. «Endlich kamen wir nach Fedan, wo wir neue Abenteuer ausstehen mußten, um Nachtquartier zu bekommen. Ein Mann begegnete uns noch zur rechten Zeit, der außerordentlich gefällig uns dazu half, nachdem in dem einen Wirtshaus die Leute schnell das Licht gelöscht hatten, als sie anfahren und rufen gehört hatten, denn wir hörten hernach, sie seien sehr faul. Die einzige Möglichkeit war noch bei der Frau Dorothea, welche aber keinen Schild am Haus hatte, um nicht durch zu viele Gäste belästigt zu werden. Aber auch da war kein Licht mehr. Als unser Begleiter vergeblich genug gerufen hatte, nahm er eine lange Stange und schlug damit an das Fenster des zweiten Stokkes, bis endlich Antwort kam. Er sprach romanisch mit ihr so wirksam, daß sie einwilligte, uns einzulassen.

Wir mußten beide in einem Zimmer schlafen. Die Betten waren nicht frisch angezogen und auch sonst noch war einiges robinsonartig eingerichtet. Ich halte solche Vorkommnisse für sehr nützlich und es scheint mir darum das Reisen wesentlich asketischen Vorteil zu haben, indem man dadurch vor der weichlichen Versumpfung in häusliche Bequemlichkeit bewahrt wird . . . Ich konnte wenig schlafen, was mir nicht besonders unlieb ist, da ich den Schlaf als den Schatten des Todes nie recht liebe . . . Nun hörte ich den Nachtwächter; der Stimme nach schien er mir im Grenzalter zwischen Knabe und Mann. Er sang eine Strophe von einem Lied, die Melodie war in Moll, aber so ganz eigentümlich und seltsam und für mich neu, daß ich mit zehrender Lust zuhörte; es war in der Melodie nicht Freud und nicht Leid, es war wie wenn eine edle Pflanze in der Nacht ihr träumerisches Sein in einem Lied aussänge. Jetzt noch sinne ich dieser Melodie mit sonderbarer Sehnsucht nach, es ist in ihr eine so ganz neue ungesehene Seite in meiner Seele geweckt worden, wie ich es nur zu vergleichen weiß mit dem neuen fremden Anblick der Windmühlen in den weiten Ebenen von Holland. – Da wir morgens fortfahren wollten, schneite es; wir mußten einige Zeit müßig auf dem Wagen sitzen bleiben, weil eine große Herde Geißen vorbeidefilierte. Diese Tiere scheinen zum Teil äußerst neugierig und ungeniert, kamen zu uns und dem Pferd mit einer besonderen Eile um uns zu beriechen; viele amüsierten sich daran, unter dem Pferd durchzulaufen; schon in der vorigen Nacht fand eine Geis ein Vergnügen daran, den ganzen Ort hindurch, den Rückweg, den wir machen mußten, unserem Pferde zur Seite herzulaufen.»

Scuol. «Wir kamen nun herab nach Schuols; es gibt in der Nähe davon eine starke Salzquelle. Mein Begleiter zeigte mir ein entferntes Örtlein, welches im ganzen Engadin allein katholisch sei (Tarasp). Es fügte sich nicht, daß ich dorthin kam und ich wohnte deshalb während unseres Ganges zur Salzquelle der Messe im Geist bei. Namentlich dachte ich daran, wie jeder Mensch und somit auch ich, der größte Sünder sei, indem jeder in so eigenen Beziehungen zu Gott und zur Welt stehe, daß jeder in seiner Weise mehr sündige, als andere, welche wieder nach anderen Beziehungen und Seiten mehr Böses tun. Zum Gloria konnte ich daran denken . . . daß es auch etwas Rechtes sei, nichts zu tun, als Gott zu loben – in der Tierwelt selbst gibt es nicht nur Lasttiere, sondern auch Lerchen... Als wir zum Wirtshaus kamen, sahen wir ein Mädchen von etwa 14 Jahren zur Salzquelle gehen; wir riefen ihm, es solle uns auch eine Flasche Wasser bringen. Es war nicht nur ausgezeichnet schön, sondern hatte eine ganz ungewöhnliche

Tarasp

Ausprägung von freudiger Herzhaftigkeit in Gesicht und Blick. Als es uns das Wasser gebracht hatte, und ich ihm ein kleines Geschenk gab, so dankte es so froh und mutig und wiederholte fortwährend seinen Dank, bis es zum Haus hinaus war. Es freut mich kein Anblick mehr, als recht seelen- und körperfrische Naturmenschen zu sehen, wenn sie Freude, Dank oder Wohlwollen äußern. Das ist kristallenes Wasser aus edler frischer Felsenquelle.

Da wir zurückgingen, läutete es in Schuols zur Kirche: es war gerade Schweizer Bettag, ein Nationalfeiertag, welcher in der ganzen Schweiz bei allen Konfessionen einmal im Jahre gefeiert wird. Die Leute sind alle schwarz gekleidet, ältere Männer tragen, wie früher allgemein im Engadin, schwarze Mäntel über der Kleidung. Ich machte mir nun ein Gewissen daraus, daß ich schuld sei, daß mein Wirt nicht in die Kirche kam, desgleichen, daß ich den Sonntag nur herumfuhr; und da ich mir dieses Unrecht nicht wegleugnen konnte und wollte, so überließ ich mich dem Schmerz, der Reue mit Willigkeit und bat Gott um Verzeihung . . .»

Punt Martina. «Endlich kamen wir in Martinsbruck an, der Scheidgrenze vom Engadin und Tirol, wo sich auch ganz plötzlich und streng die Sprache abscheidet; wir kehrten noch im letzten Engadiner Wirtshaus an, wo die Leute außerordentlich freundlich und unbegreiflich billig in der Zeche waren. Dann ging es die hohe Steige nach Nauders hinauf; ich schaute von der Höhe noch einmal in das Engadin hinab, und jetzt, da ich es zum letzten Mal sah, sah ich es zum ersten Mal schön. In abendlichem Schatten flutete tief drunten zwischen ungeheuren Felsbergen der wilde Inn, und die Bergwaldungen in Herbst- und Abendbeleuchtung lagen und zogen schön und ernst um Tal und Höhen. – »

Mit diesen poetisch angehauchten Worten und in dieser romantischen Stimmung schließt der feinfühlige fremde Wanderer seinen Bericht über die Reise durch Graubünden und verläßt unser Land.